

Von Verwandten und Wahlverwandten

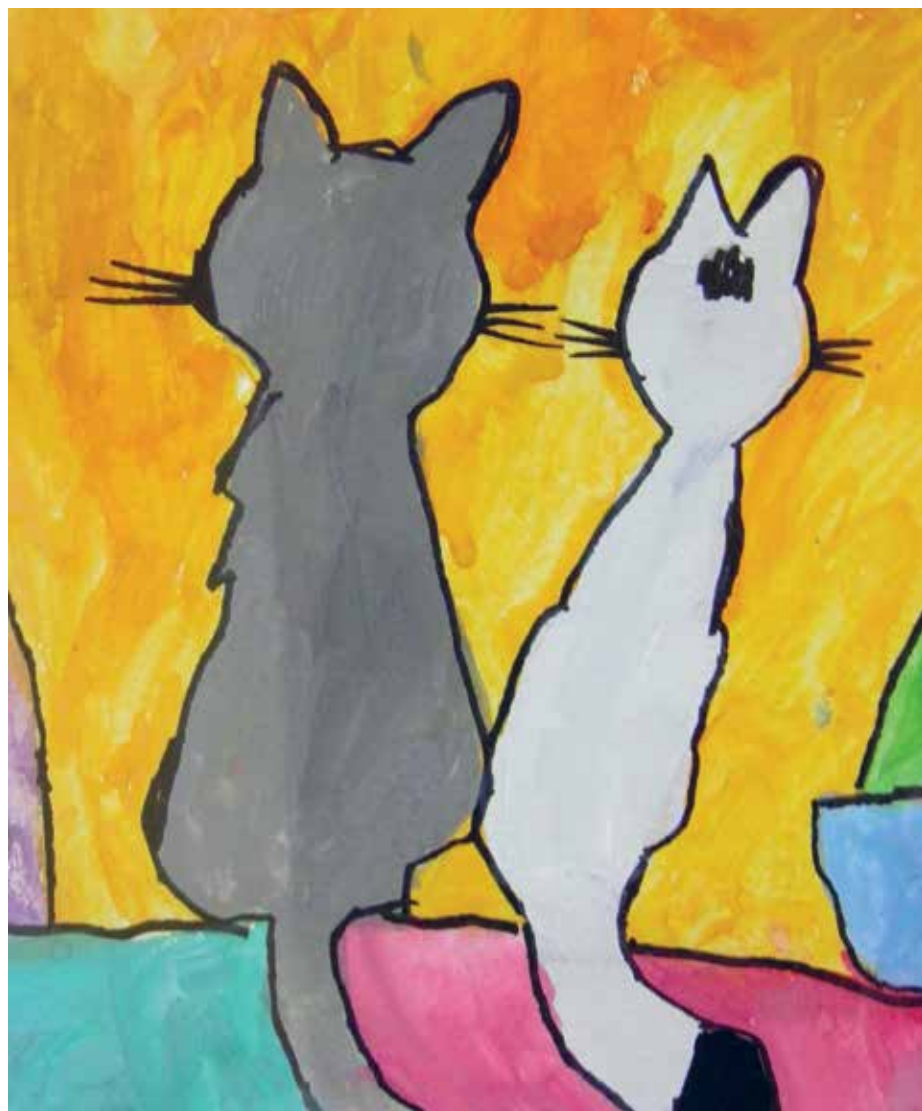
Was Ehen, Familien und Freundschaften auszeichnet

Soziale Kontakte sind das Salz in der Suppe des Lebens. Entweder in der Ehe, in der Familie oder über Freundschaften. Die Beziehungsformen sind vielfältig, der Staat ist mehr oder weniger dicht dran und die Übergänge zumeist fließend. Über den Wert von Ehe, Familie und Freundschaften dachte draußen!-Redakteur Michael Heß nach.

„Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung.“ So steht es kurz und bündig

in Artikel 6 Absatz 1 des Grundgesetzes. Dieser eine Satz definiert die Ehe und Familie als Kern der Gesellschaft. Keine Gesellschaft ist überlebensfähig, die nicht ihren besonderen Augenmerk auf diesen Umstand legt. Dass die Väter des Grundgesetzes 1948/49 „Ehe“ als Verbindung zwischen Frau und Mann mit dem Ziel der Zeugung von Kindern begriffen (wie es seit Jahrtausenden bei allen Völkern der Fall war), sei angemerkt. Andere Verbindungen galten als derart ausgeschlossen, dass dies nicht eigens betont

zu werden brauchte. Doch seit Kurzem gibt es anderslautende Meinungen und könnte man, sophistisch interpretierend, dem Buchstaben des Gesetzes nach sogar Gruppen von Menschen als Ehe fassen (aber das kommt vielleicht noch). In jedem Falle war der Zweck der Ehe die Sicherung der Generationenfolge in einem definierten juristischen Rahmen. Uneheliche Kinder gelten heute nicht mehr als „Wechselbälger“ sondern sind im Artikel 6 Absatz 5 des Grundgesetzes ehelichen Kindern gleich gestellt.



Hier ist nämlich mit Blick auf den ersten Absatz einem zweckdienlich gehegten Missverständnis aufzuräumen. „Liebe verdient Respekt“, schwurbelten Homofunktionäre jahrzehntelang im Bestreben, die Ehe für Homosexuelle zu öffnen (lesen Sie dazu auch den Beitrag „Die Ehe ist für alle da!“ in: draußen! Nr. 8/2017). Im Gegensatz zu dieser Darstellung war und ist die Ehe ein Versorgungsinstitut zum materiellen Ausgleich beider Partner bzw. der hinter ihnen stehenden Familien. Schon die Herkunft des Wortes aus dem Althochdeutschen „Ewa“ zeigt es an. Dort bedeutet es „Ewigkeit, Recht, Gesetz“. Liebe kann dabei im Spiel sein, muss es aber nicht. Gerne vergessen wird, dass die Liebesheirat eine soziokulturelle Errungenschaft der letzten Dekaden ist. Auch nur begrenzt auf den industrialisierten Norden. Bis dahin wurden Ehen aus zumeist materiellen Gründen von den beteiligten Familien arrangiert. Die persönlichen Wünsche der zu Verheiratenden waren nachrangig. Wie es heute im größten Teil der Welt immer noch ist. In Deutschland betreffen etwa tausend gesetzliche Regelungen das Institut der Ehe. In keiner von ihnen taucht das Wort „Liebe“ auf; es ist in diesem Zusammenhang unerheblich. Das Wort „Verantwortung“ kann man dagegen auch in einer Partnerschaft ausleben. Tatsächlich sind die Unterschiede vor allem durch unterschiedliche Steuerklassen auch für

Erbschaften und Schenkungen definiert, was den materiellen Kern der Ehe unterstreicht: die Sicherung des vorhandenen Vermögens und dessen Transfer zu den folgenden Generationen.

Ein weiteres Indiz sind die hohen Scheidungsraten in den Staaten mit entwickelter Ökonomie und säkularer Prägung. Besonders deutlich war das in der DDR zu sehen. Frauen waren über berufliche Tätigkeiten gewollt ökonomisch unabhängig. Einerseits ein sozialer Fortschritt, trieb es andererseits die Scheidungsraten in die Höhe. Kaum eine Frau hatte es nötig, sich im Konfliktfall mangels eigener ökonomischer Potenz weiterhin dem Mann anzudienen. Dem "Ernährer", wie es hierzulande lange hieß. Es ist eine Entwicklung, die seit 1989 auch im neuen Deutschland voran kam. Heute wird mehr als jede dritte Ehe geschieden; in den fünfziger Jahren war es nur jede zwölfte (im Altbundesgebiet). Allerdings sinkt die Scheidungsquote seit einigen Jahren wieder. Betrug sie 2003 noch 55,9 Prozent, waren es 2017 nur noch 37,6 Prozent. Die durchschnittliche Dauer einer Ehe blieb mit etwa 15 Jahren erstaunlich stabil. Insgesamt gibt es zur Zeit rund 20 Mio Ehepaare in Deutschland bei etwas mehr als 400.000 Heiraten jährlich. Das durchschnittliche Heiratsalter steigt seit Jahrzehnten kontinuierlich an und betrug 2017 für Frauen knapp 32 Jahre und für Männer etwas mehr als 34 Jahre. Interessant zu wissen: etwa drei Viertel der Frauen nehmen bei ihrer Heirat den Namen des Mannes an.

Seit einigen Jahrzehnten gelten Partnerschaften als gute Alternative zur herkömmlichen Ehe, die wegen ihrer umfassenden gesetzlichen Regulierung oft auch als goldener Käfig begriffen wird. Früher gerne als "wilde Ehe" bezeichnet und noch früher ein Skandalon ersten Ranges, prägen Partnerschaften das soziale Bild heute in gleichem Maße wie konventionelle Ehen. Mit dem Vorteil, das beidseitige Zusammenleben freier ausgestalten zu können. Über gemeinsame Verträge lässt sich heute so gut wie alles im Zusammenleben regeln. Der Nachteil besteht in den deutlich schlechteren Bedingungen des Vermögenstransfers. Stichwort Erbschaftssteuer – siehe oben. Im Gegensatz zur Ehe kann die Anzahl der Partnerschaften nur geschätzt werden; die Schätzzahlen übertreffen die für Ehen. Der Grund ist einsichtig,

unterliegen Partnerschaften grundsätzlich doch nicht dem Gestaltungszwang des Gesetzgebers. Das Maß der Freiwilligkeit ist in ihnen ungleich größer als in der Ehe. Die Kehrseite dieser Medaille besteht jedoch in den niedrigeren Hemmschwellen, die Verbindung wieder aufzulösen. Schlussendlich müssen beide Beteiligten selber entscheiden, ob sie in den vergleichsweise sicheren Hafen der Ehe einlaufen oder sich den Untiefen einer Beziehungskiste aussetzen wollen.

Egal, ob über die klassische oder die wilde Ehe definiert, führt es zum nächstgrößeren Personenkreis: der Familie. Zunächst die Kernfamilie in auf- und absteigender Folge der Generationen sowie den Seitenzweigen aus Tanten und Onkeln, Cousinen und Cousins oder Nichten und Neffen. Je nachdem, wie gut oder schlecht man sich verstand, konnte aus der Familie schnell die "bucklige Verwandtschaft" werden. Zwar heißt es im Volksmund, Blut sei dicker als Wasser. Doch besonders Erbanwälte können ein Lied darüber singen, wie schnell man innerhalb einer Familie den Glauben an das Gute im Menschen verlieren kann. Auf der anderen Seite soll es aber noch diejenigen Familien geben, die mehr wie ein großer Freundeskreis fungieren und als Solidargemeinschaft den Widrigkeiten der Zeitenläufe trotzen.

Es bleibt dann noch der größte Personenkreis mit den Freundschaften im Wortsinne sowie den (besseren) Bekanntschaften. Die Übergänge sind einmal mehr fließend. Und während der Ehepartner und die Familienmitglieder und zum Teil auch die Lebenspartner mehr oder weniger juristisch definiert daherkommen, ist es bei Freunden anders. Es hat schon seinen Grund, warum man Freundschaften bis in die jüngste Zeit hinein auch als "Wahlverwandschaften" bezeichnete. Beziehungsweise als "die Familie, welche man sich selber zusammen stellt". Weil die Schnittmenge aus Ansichten und Neigungen so groß ist, dass persönliche Nähe und emotionale Tiefe entstehen. Wobei die Zahl der möglichen Freundschaften nach Erkenntnissen der Psychologie auf etwa 150 Personen begrenzt ist. Für mehr Freunde fehlt einfach die Zeit für die Beziehungspflege. Was den Unwert von "Freundschaften" in den unsozialen Netzwerken unterstreicht. Interessant ist, dass sich Freundschaften begrifflich

aus der Familie entwickelten. Bis zum Beginn der Neuzeit um 1500 waren beide Begriffe fast synonym.

Heute bezeichnet der Begriff der "Freundschaft" ein auf gegenseitiger Zuneigung beruhendes Verhältnis von Menschen zueinander, das sich durch gemeinsame Interessen bei genereller Gleichheit der Freunde definiert. "Freunde müssen als Gleiche miteinander betrachtet werden. Freundschaft ist als freiwillige und hoch personalisierte Beziehung zu sehen. Die Entwicklung einer Freundschaft fußt auf privaten Vereinbarungen und ist nicht beeinflusst durch kulturelle Werte und Normen", schreibt der US-amerikanische Soziologe Robert R. Bell 1981 zum Thema. Für den deutschen Philosophen und Soziologen Georg Simmel (1858 bis 1918) beginnt Freundschaft in dem Moment, in dem sich zwei Menschen kennenlernen und voneinander wissen. Von dieser Basis aus können die beiden verschieden weit in die Persönlichkeit des anderen eindringen. Die Tiefe und der Umfang des Eindringens hängen von dem ab, was preisgegeben werden soll. Diese Grenze ist in der Freundschaft bekannt und wird nicht einfach überschritten. Für den deutschen Journalisten und Soziologen Siegfried Kracauer (1889 bis 1966; er verfasste 1930 auch die erste empirische Studie zu einem sozialen Thema in Deutschland zum Sozialverhalten von Angestellten) besteht Freundschaft in der Pflege ähnlicher Gesinnungen, was zu einer gemeinsamen Entwicklung führt. Die Ideale in der Weltanschauung stimmen überein. Es sind nur drei Meinungen zum Begriff, der insgesamt so vielschichtig ist, dass eine allgemeine Definition unmöglich scheint.

Als Institution sind Freundschaften so alt wie Ehen. Mindestens. Sie sind naturgemäß freier gestaltbar und zeitlich flexibler. Das tradierte "Bis dass der Tod euch scheidet" im Sakrament der (christlichen) Ehe gilt von vornherein nicht. Dass ein funktionierender Freundeskreis, eben die "Wahlverwandschaften", aktiver Pflege bedarf und tiefere emotionale Bindungen erlaubt als in mancher Ehe oder Familie, ist Gemeinplatz. d